

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 30 (1940)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]  
**Autor:** Vallotton, Georges  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637333>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenhacher)

Fortsetzung 6

Als er eines Abends nach langer Abwesenheit wieder auftauchte, lachte sein gutes Gesicht durch die Rauchwolken seiner Pfeife hindurch. Er marschierte ganz gemächlich und trug sein Gewehr nach Jägerart am Riemen hängend. Als er ganz nahe herbeigekommen war, sah ich, daß die Schöße seines roten Rockes auf ungewöhnliche Art aufgebauht waren.

„Korporal“, sagte er zu mir, „schaut Euch einmal das da an!“

Damit legte er einen prächtigen Haken vor mich hin. An diesem Abend gab es eine große Freude in unserer Hütte, und diese Jagd lieferte eine hochgeschätzte Abwechslung zu dem ewigen magern Ochsen- oder Hammelfleisch, das wir für gewöhnlich bekamen, wenn welches da war. Die beiden Berner konnten sich fast nicht fassen. Immer wieder ertönte ihr „Herrgott!“, und dazwischen klatschten sie sich auf die Schenkel und füllten die Hütte mit ihrem Gelächter an; zugleich aber waren sie, unter dem wachsamem Auge von Rochat, eifrig um das Feuer herum tätig als fleißige Köche. Am Abend kamen dann manche Lagerkameraden, die weniger gut daran waren als wir, mit Neid und hohlen Backen den guten Duft einatmen, der aus unserm Kochtopf aufstieg; aber es gab eben bloß einen Rochat, und den hatten wir. Unsere Gruppe fand denn auch an jenem Tage, daß das Leben doch etwas Schönes sei.

Aber wir waren im Krieg, und die Russen ließen es sich angelegen sein, uns dies in Erinnerung zu rufen.

Schon am 6. August, bevor nur unsere Bauten begonnen worden waren, gab es einen Alarm, gefolgt von einem Scharmügel, in dessen Verlauf zwei unserer Offiziere, Dortu aus Nyon und Thomann, gefangen wurden.

Zehn Tage später gab es wieder eine Geschichte, diesmal weit ernsthafter. Marschall Dudinot, der immer im Feuer stand und keiner Gefahr aus dem Wege ging, war dabei schwer verwundet worden und hatte nach Wilna überführt werden müssen. Er konnte den Befehl erst zwei Monate später wieder übernehmen.

General Saint-Cyr nahm seinen Platz an der Spitze der Armee ein. Er fühlte wohl, daß er sich ein Ansehen geben müsse. Es war ihm auch gar nicht zuwider, Wittgenstein und seinen Russen, die immer frecher wurden, eine gehörige Tracht Prügel zu verabfolgen. Am Morgen des 18. ließ der General also seinen Fuhrpark und die Kavallerie auf der Straße nach Dula und Witebsk ausrücken, wie wenn die Armee den Rückzug antreten wollte.

An jenem Tag herrschte eine erstickende Hitze. Die Truppen und die Karren wirbelten Staubwolken auf, die sie von weitem sichtbar machten. Zugleich aber hatte der General eine Konzentration der Truppen um Polotsk anbefohlen, wobei er seine ganze Infanterie im Flußgraben der Polota versteckte und so die Russen anlockte, sich im geeigneten Augenblick auf die abziehenden Truppenteile zu stürzen. Wir waren mit dem 1. Regiment auf den Schanzen der Stadt und konnten von da aus

das ganze Geschehen überblicken. Wir sahen die russischen Kolonnen aus dem Walde hervorbrechen, dann ausschwärmen, um sich auf einen augenscheinlich in vollem Rückzug befindlichen Gegner zu stürzen. In diesem Augenblick aber deckte unsere rasch demastierte Artillerie die Russen mit einem Geschosshagel ein, während unsere Infanterie unversehens aus dem Hinterhalt hervorbrach und mit dem Bajonett im Sturmschritt die Russen, die von diesem Manöver überrascht und in Unordnung gebracht wurden, zurücktrieben.

Der Abend kam. Die Schlacht entfernte sich allmählich gegen Norden hin. Wir wußten nur, daß die Bayern, angeführt von ihrem alten General Deroy, der an diesem Tage getötet wurde, die Russen bis in die Wälder zurückgetrieben hatten, daß der Schlüssel ihrer Stellung, das Schloß Primenika, in unsern Händen war, daß der Sieg uns gehörte. Wir bedauerten nur, daran keinen Anteil gehabt zu haben. Aber wir hatten über dem Warten nichts verloren.

Ich war mit einer kleinen Abteilung etwas vorgeschickt worden in jenen leeren Raum, der sich vor unsern Schanzen erstreckte. Wir sollten von da aus beobachten, was auf dieser Seite vorging, als sich plötzlich auf wenige hundert Schritte vor uns ein furchtbarer Lärm erhob. Im gleichen Augenblick erhob sich eine Staubwolke, und rascher, als ich es niederschreiben kann, stürzten zersprengte und von Panik erfaßte Soldaten gegen uns zu, die Waffen fortwerfend, um rascher laufen zu können. Ueber ihnen sah man die Säbel der russischen Dragoner blitzen und in die Massen der Fliehenden einhauen. Männer stürzten und blieben ausgestreckt auf der Erde liegen. Es war ein furchtbares Durcheinander. Wir wagten nicht zu schießen, aus Furcht, einen der Unrigen zu treffen. Der Offizier aber, der uns führte, ein Alter, der schon viel erlebt hatte, verlor den Kopf nicht. Er hatte uns um sich herum gruppiert, Front gegen den Feind, wie im Manöver. Leider wurde er, gerade als er Feuer kommandierte, von einer Kugel getroffen. Wir blieben allein. Aber so groß ist die Kraft des Beispiels, daß die Energie dieses Mannes genügt hatte, um uns unsere Pflicht zu zeigen. Ich stand im eng aufgeschlossenen Glied, zu äußerst in unserer Linie, und ich sah die Dragoner wie einen Wettersturm heranbrausen. Einer, der etwas vorausritt, zeigte geradewegs auf mich. Mein Gewehr war glücklicherweise geladen. Als er auf zwanzig Schritte heran war, löste ich meinen Schuß, wie einst bei der Treibjagd auf den Wolf. Roß und Reiter brachen vor unserer Linie zusammen. Neben mir schossen nun auch meine Leute. Jeder Schuß traf in dem Haufen. Bisher hatte ich noch nie einer Schlacht beigewohnt. Ich machte gewissermaßen meine Lehrzeit durch, aber der Selbsterhaltungstrieb ist beim Menschen so groß, daß ich ganz wie von selbst das Bajonett kreuzte, die Säbelhiebe parierte und dreinschlug, um mich mit ungewohnter Stärke meiner Haut zu wehren. Die beiden Berner neben mir standen fest wie Felsen und wichen nicht um Sohlenbreite zurück. Rochat zielte nur und schoß die

Gewehre ab, die Major und Domenjoz hinter ihm luden, und er traf so gut, daß die gestürzten Pferde eine Art Wall um uns bildeten. Dank unseres Widerstandes hatten die Flüchtigen sich schließlich wieder stellen können. Sie hatten sich wieder ermannt, sie fühlten sich unterstützt und eröffneten auch ihrerseits das Feuer. Trotzdem weiß ich nicht, was noch geschehen wäre, wenn wir nicht durch allen Kampflärm hindurch die Trommeln unseres Regimentes das Zeichen zum Sturmangriff hätten geben hören und wir nicht wie unter einem Blitz das Regiment Doumerc vorstürmen gesehen hätten. Dann aber ging es nicht mehr lange, und nun waren es die Russen, die flohen, die langen Latten unserer Kürassiere im Rücken. In wenigen Augenblicken war das Schlachtfeld vom Feinde gesäubert. Ich hatte dabei die Feuertaupe erhalten und mich nicht schlecht aus der Geschichte gezogen. Von meiner Gruppe hatte einzig Domenjoz einen Hieb gefaßt, der ihm den Tschako gespalten und ihm einen Felsen aus der Schädelschwarte geschnitten hatte; aber in Pully hat man harte Köpfe, und obwohl ordentlich Blut floß, war doch die Wunde nicht schwer. Nach ein paar Tagen Spitalaufenthalt konnte er in unsere Baracke zurückkehren, glücklich, wieder bei seinen Kameraden zu sein.

Wohl tat es uns, daß am andern Tag unser Hauptmann, der uns einen Augenblick lang für verloren gehalten hatte, seine Zufriedenheit über unsere Haltung ausdrückte. Einige Tage darauf erhielt ich die Wachtmeisterfchnüre, und man kann sich wohl denken, mit welcher Freude ich sie mir von unserer hübschen Marktfenderin aufnähen ließ, derweil meine Kameraden eine Runde Wodka auf meine Gesundheit tranken.

Später erst vernahmen wir den Grund zu dem Scharmükel. Die russische Armee, die an jenem Tage geschlagen worden war, wich überall zurück; da aber erspähte Wittgenstein von seinem erhöhten Standpunkt aus eine Lücke auf der rechten Flanke unserer Front. Er befahl deshalb diesen Ausfall, der für uns leicht ganz böß hätte enden können. Im Verlauf des Kampfes war General Saint-Cyr gleich zu Beginn verwundet worden, so daß er den Operationen nur mehr in einem Wagen nachfahren konnte; dabei war er überrannt und fast zertrampelt worden. Glücklicherweise brach sich der Ansturm an den Bajonetten unserer Regimenter, und die Kürassiere hatten den Rest besorgt. Das ist alles, was ich von der Schlacht vom 18. August gesehen habe; aber es war genug, um uns begreiflich zu machen, daß der Krieg kein Spaß ist, daß man immer Herr seiner selbst und stets auf der Hut sein muß.

Obwohl dieser Tag nicht alle Erwartungen erfüllte, so führte er doch die Russen für lange wieder in ihre alten Stellungen zurück, und er verschaffte uns vor allem für zwei Monate Ruhe. Wir konnten uns von da an ruhig einrichten und verstärken, und in diesen Dingen war General Saint-Cyr, dem dieser Sieg den Marschallstab eingetragen hatte, ein rechter Meister. Schon am Tage darauf nahm er, trotz seiner Verwundung, diese Sache in die Hand. Die Requisitionen wurden regelmäßiger durchgeführt. Das Marodieren hörte allmählich auf und es fanden wieder Austeilungen von Nahrungsmitteln statt. Die Bauern aus der Umgebung beruhigten sich angesichts der eisernen Mannszucht, die der Marschall aufrecht erhielt; sie kehrten wieder in die Dörfer zurück und wagten sich sogar in die Stadt, um ihre Waren anzubieten. Ohne die beklemmende Hitze und den Mangel an gesundem Wasser wäre unser Aufenthalt hier allmählich ganz erträglich geworden. Jeden Tag rückte ein anderes Bataillon in die vorderste Linie und ersetzte die am weitesten vorgeschobenen Posten. Das war eine Abwechslung, obwohl der Dienst nicht ohne Gefahr war. Die russischen Schildwachen standen ganz nahe bei den unsrigen, was häufig zu Scharmükeln Anlaß gab. Kleinere Abteilungen wurden oft recht weit zurückgeschickt auf der Suche nach Vieh und Getreide. Wenn die Reihe an uns kam, so kehrten die Leute nur selten mit leeren Händen zurück. Eines Tages brachte Kochat sogar zwei kleine Milchschweine daher, die er auf seinem Rucksack fest-

gebunden hatte und deren spitze Schreie uns erfreuten und Anlaß gaben zu endlosem Gelächter. Das eine wurde zu Oberst Castella getragen, dessen Koch den Ruf eines Meisters genoß; der andere aber wurde — bei Gott! für unsere Gruppe am Spieß gebraten.

Es war im Monat September, als ich den letzten Brief meiner Braut bekam. Meine Großmutter, die seit langem fränkete, war sanft erloschen, und meine Alice schrieb mir, ich möchte doch bald heimkehren, da sie nun allein sei, um an mich zu denken. Heimkehren? Ach, wie hätte ich heimkehren können? Wir waren so fern, so verloren in diesem ungeheuren Land, Hunderte von Meilen von daheim entfernt. Raum daß dann und wann einige Neuigkeiten bis zu uns durchdrangen. Der Kaiser hatte seinen Marsch fortgesetzt. Er war nach einer fürchterlichen Schlacht in Moskau eingezogen. Man sagte sogar, die Stadt sei verbrannt worden. Dann kam nichts mehr als eine schwere Stille voller Drohungen. Seit bald zwei Monaten waren wir nun da, fern von allen und allem. Wir verbrachten unsre Tage auf den Wällen, die wir immer stärker ausbauten, wir zogen auf Requisitionen aus oder besetzten die Vorposten.

Man hätte glauben können, der Feldzug sei beendet. Das Erwachen sollte aber nicht lange auf sich warten lassen. Und es sollte furchtbar werden.

#### Die Schlacht vom 17. Oktober.

Der Herbst war gekommen, ein Herbst mit kalten und nassen Nächten, die plötzlich auf die glühende Hitze des Sommers folgten. Nebel stiegen aus der Ebene auf und verhüllten die Düna und die Stadt, so daß man am Morgen oft keine fünfzig Schritte weit sehen konnte. Seit Anfang Oktober hatten unsere Spähertrupps beim Feinde eine außerordentliche Tätigkeit festgestellt. Ständig erhielt er neue Verstärkungen. Dazu war das Gerücht gekommen, die Große Armee sei auf dem Rückzug. Kosaken auf ihren kleinen Pferden tauchten unerwartet auf, die Lanze eingelegt, oft ganz nahe bei unserem Lager. All dies beunruhigte uns. Wir mußten unsere Wachsamkeit verdoppeln. Schon am 16. Oktober war einer unserer kleinen vorgeschobenen Posten nahe bei Rostna plötzlich angegriffen worden. Er hatte sich in den Friedhof geflüchtet und hatte hier den wütendsten Angriffen widerstanden und dann, als die Munition verschossen war, sich mit dem Bajonett einen Ausweg gemacht, wobei die Verwundeten und die Leiche des Führers, des Hauptmanns Gilly vom 1. Regiment, mitgenommen wurden.

Am Tage darauf, am 17., verließen wir unsere Baracken in Ganzelowo. Wir ahnten kaum, daß wir sie nie mehr sehen würden; aber noch heute ist mir das Andenken an die wenigen glücklichen Augenblicke, die ich dort oben mit den längst verschwundenen Kameraden verbracht habe, die langen Plaudereien, der Abend über der trägen Düna, die zu unsern Füßen erröte — all dies ist mir geblieben wie ein kurzer Sonnenstrahl inmitten der düsteren Tage dieses Feldzuges. Man spürte, daß die Schlacht unmittelbar bevorstand, und wir waren — die Wahrheit zu sagen — durchaus nicht unglücklich darob. Refruten, die aus den Depots nachgekommen waren, hatten zum Teil die Lücken in unseren Beständen aufgefüllt, und unsere Regimenter waren gut ausgeruht von den zwei verhältnismäßig stillen Monaten und zeigten, vom besten Geiste belebt, eine flotte Haltung.

Während wir, Gewehr bei Fuß, nahe bei den Schanzen im leichten Morgennebel warteten, sah ich das Walliser Bataillon vorbeiziehen, das zur Division Verdier gehörte und nun auf seinen Kampfposten eilte, und die stolze Haltung dieser Truppe machte mir Freude. Dieses Bataillon sollte sich ein paar Stunden später auszeichnen durch seine Tapferkeit, mit der es die Feldschanze bei der Ziegelei verteidigte, die siebenmal verloren und wiedererobert wurde. Aber im Morgengrauen des 17. Oktober konnten wir noch nicht voraussehen, was geschehen würde. Jeder machte sich bereit, seine Pflicht zu tun und der Fahne

Ehre zu machen. Wir bildeten mit dem 1. Schweizer Regiment und dem 3. Kroatischen, einer ausgezeichneten Truppe, mit der wir den ganzen Feldzug durchmachten, eine Brigade, die von General Candras unter dem Oberbefehl von Divisionsgeneral Merle geführt wurde.

Gegen 6 Uhr schon zeigte eine heftige Kanonade den Beginn der Schlacht an. Die Russen griffen wütend im Norden und

Osten an; aber sie wurden mit gleicher Festigkeit empfangen. Man hörte das Gewehrfeuer knattern, und die Stärke der Salven ließ uns die Wichtigkeit der Kämpfe erkennen, durch die uns die Russen zum Rückzug zwingen und in die Düna werfen wollten.

Fortsetzung folgt.

## Es dreht sich um Strümpfe

Humoreske von E. Sering

Fürchten Sie nichts! Ich bin weder Strumpffabrikant noch Strumpfhändler, der Ihnen seine neuesten Artikel anpreist; ich reise auch nicht auf Strümpfe, — eher schon auf Strumpflöchern! Aber da ich meistens ganze Schuhe trage, so stört das ja niemanden. Trotzdem: Ich muß Ihnen da ein Geschichtchen erzählen von Strümpfen, von hellen Damenstrümpfen. Das ist doch sehr aktuell, nicht wahr! Eine halbe Welt dreht sich ja um Strümpfe und — auch noch mein Geldbeutel.

Mein Frauchen hatte wieder einmal ein Paar Strümpfe gekauft. „Wieder einmal“ heißt hier: Zum zweiten Male in dieser Woche, die zu ihrer Vollendung noch zweieinhalb Tage benötigte.

Und wenn meine Frau etwas kauft, dann hat sie keine Ruhe, bis ich's gesehen und begutachtet habe. Nett von ihr, nicht wahr!

Sie packte aus.

Ich sah von meiner Zeitung auf.

„Was hast du denn da wieder für helle Strümpfe?“

„Hell?!“ — Meine Frau ließ sich mit guttaesmieltem Entsetzen auf einen Stuhl fallen. „Diese Strümpfe sind doch bedeutend dunkler, als die, die ich trage!“

„Unfinn. Kleines! Viel heller sind sie! Hell wie, wie ...“ ich fand nicht gleich den passenden Ausdruck; drum unterließ ich die Vergleichung.

Sie schlug die Strümpfe über dem Kopf zusammen. Aber sie bezwang sich dann doch und seufzte bloß:

„Du mußt nicht vergessen, mein Lieber, getragene Strümpfe sehen immer dunkler aus als neue.“

Sie mochte recht haben. Sehr wahrscheinlich.

Was sollte ich darauf antworten? — Ich brummte so etwas wie: „Solche Strümpfe trägt allenfalls ein Backfisch, aber keine verheiratete, gesehnte Frau!“

Das Wort „gesehnte Frau“ brachte sie auf. Aber sie bezwang sich. Lange kämpfte sie mit sich. Nach einer Weile hatte sie über sich gesiegt. Die Tapfere. „Nun“, meinte sie in sehr verständlichem Tone, „wenn dir diese Strümpfe zu hell scheinen, dann tausche ich sie eben um.“

Ich nickte.

Lächelnd wickelte sie das Paar wieder in das Papier.

„Ich gehe sie gleich umtauschen.“

Ich nickte neuerdings feigneurhaft und vertiefte mich wieder in die Friedensbotschaft des amerikanischen Präsidenten Roosevelt, während meine Frau davon eilte, die Strümpfe umzutauschen.

Zehn Minuten später tauchte sie wieder auf der Bildfläche auf.

„So! Dieses Paar wird dir nun recht sein, wie? Na, guck doch her!“

Ich mußte mich von meiner Zeitungslektüre trennen und den Inhalt des kleinen Päckchens begutachten. Mein Urteil lautete:

„Immer noch zu hell! Viel zu hell!“

„Zu hell?“ Zweihundertprozentige Ungläubigkeit schwang in ihrer Stimme. „Zu hell?“

„Ja! Ja, bestimmt! Viel zu hell. Uebrigens trägt man keine so hellen Strümpfe mehr, meine Gute!“

„Keine hellen Strümpfe mehr? — Da bist du auf dem Holzweg. Uebrigens, wie willst denn du das wissen? — Du bringst mich noch in Verzweiflung!“ Sie atmete tief und schwer. Abgrundtief. So soll man's tun, wenn man in sich aufsteigenden Zorn verspürt. Dann sagte sie, und es klang gar nicht verbittert: „So will ich nochmals gehen, sie umzutauschen, obwohl das nicht besonders angenehm ist, das kann ich dir sagen, mein Wertester. Du solltest das Lächeln der Verkäuferin erleben, wenn sie die ältesten Ladenhüter, die kein Mensch mehr trägt, irgendwo aus der hintersten Ecke des Ladens hervorholen muß!“

Ich bin keine streitbare Natur. Drum schwieg ich und zuckte nur die Achseln und verfolgte schon wieder die Reaktion der europäischen Länder auf Roosevelts Friedensappell, während sich meine Frau seufzend entfernte. Pierlot hatte seine neue belgische Regierung noch nicht komplett zusammengestellt, da kam sie wieder.

„Also, jetzt sind die Strümpfe schon nicht mehr hell, jetzt sind sie tabakbraun.“ Sie packte aus.

Ich schaute hin.

„Nun, nun!“ sagte ich, da ich merkte, daß sie stark erregt war. „Nun geht's ja allenfalls mit der Farbe. Aber weißt du, die Strümpfe vorher! Hei, du meine Güte! Die waren einfach lächerlich.“

Sie schwieg und biß sich auf die Lippen!

„Ist es etwa nicht wahr, Liebe? Du mußt doch selber zugeben, die Strümpfe vorher, die waren ... die waren ... undenkbar! Die da —“ ich wies auf die feinen Dinger, die auf dem Papier lagen, „die gehen ...“

Es läutete. Die Türe ging auf. Die Nachbarin streckte den Kopf herein. „Sie haben vorher den neuen Kalender vergessen, den Sie mir zeigten!“ Sie reichte meiner Frau den Kalender hin und verschwand gleich wieder.

Wir fiel etwas ein.

„Uebrigens, Frauchen, wo hast du diese Strümpfe gekauft?“

„Beim Meyer in der Rebasse! Warum?“

„Ich meine bloß!“

Zum Meyer in der Rebasse haben wir mindestens eine Viertelstunde zu gehen! Meine Frau war in zehn Minuten wieder zurück ... also ... mein Gehirn begann fieberhaft zu arbeiten:

Es war also unmöglich, daß meine Frau ... also waren die ersten Strümpfe diese Iekten ... also waren sie ... dieselben!

Nein, ich war lächerlich! Ich!

Nicht die Strümpfe!

„Du, Frauchen, seit wann fährt ein Tram in die Rebasse?“

Antwort bekam ich keine; denn sie war lachend hinausgeeilt!